

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 299. Bromberg, den 29. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von Hans Dominik.

(12. Fortsetzung.)

Immer wieder las sie die lieben, guten Worte Georgs, der mit freudiger Genugtuung von den Fortschritten seiner Arbeiten berichtete und in scherzhafter Weise seine und Marians Wirtschaftsführung da oben am Wilden Rain beschrieb. Sie war so vertieft in die Lektüre des Briefes, daß sie nicht bemerkte, wie ihr Gegenüber forschende Blicke über das Zeitungsblatt hinweg auf sie richtete, wie seine Augen voller Interesse auf der Rückseite des Kuverts hafteten und dort die Adresse des Absenders lasen: Georg Astenryk.

Ah . . . Georg Astenryk . . . ob es wirklich derselbe ist? Nach all dem, was die beiden da vorher erzählten, wäre es denkbar. Jetzt, wo ich das junge Mädchen, anscheinend die Schwester der Dame, vor mir sehe, halte ich es doch für möglich, daß es seine Verlobte ist . . . Diese jugendlich anmutige Gestalt . . . dieses reine, unschuldige Gesicht . . . die schmalen Wangen, auf denen jetzt etwas Rührendes, der Widerschein reiner innerer Freude, liegt . . . diese klaren Augen . . . wie sie strahlten, als sie den Brief des Verlobten in die Hand nahm und las . . . da kann wohl ein Mann die Verwandtschaft vergessen und sein Herz verlieren . .

Nun einerlei! Ich habe jedenfalls in kurzer Zeit hier allerhand Interessantes gesehen und gehört. Was die da erzählten von einem Mr. Shugun, einem Baron de Castillac, war recht wertvoll. Diese Herrschaften kenne ich ja zur Genüge. Der Herr Baron hat bestimmt nicht die Idee, Trampfahrten mit Waffenladungen zu machen und auf gut Glück damit hausieren zu gehen. Der hat sicherlich feste Bestellungen. Von Brüssel aus werde ich die nötigen Meldungen machen. —

Jetzt [illegible] den Brief sinken und schaute geradeaus. Da trafen ihre Augen die Dales. Eine leichte Röte ging über ihre Züge. Sie fühlte sich wie ertappt, daß ihre Mienen zu deutlich ihr Glücksgefühl beim Lesen des Briefes gezeigt hätten.

„Verzeihung, mein gnädigstes Fräulein, wenn ich Sie anspreche. Ich las da zufällig die Absenderadresse auf dem Umschlag Ihres Briefes.“ Er zog eine Karte aus seiner Brieftasche. „Dieser Herr hier, ist es vielleicht derselbe?“

Erstaunt nahm Anne die Karte. Ein leichter Freudenruf. „Ach, mein Herr, Sie kennen Georg . . . Astenryk?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein. Vor einigen Wochen fuhren wir zusammen ein Stück in der Richtung Paris. Wir unterhielten uns sehr gut. Es war mir ein Vergnügen, die Bekanntschaft . . . ich darf wohl annehmen, Ihres Verlobten . . . gemacht zu haben.“

Anne nickte ihm mit glücklichem Lächeln zu. Eine Weile plauderten sie lebhaft über Georg. Dann wurde das Gesicht des Majors ernster. Vorsichtig, jedes Wort wägend, sprach er von dem, was er aus der Unterredung von Helene und Alfred Forbin stückweise entnommen hatte. Je weiter Dale sprach, desto unruhiger wurde Anne. Obwohl der Major sich mit größter Zurückhaltung ausdrückte, war aus seinen Worten zu entnehmen, daß Georg Feinde habe, die Böses gegen ihn im Schilde führten. Annes Unruhe war zu höchstem Schrecken, stärkster Angst gestiegen, als Dale geendet.

„Das ist ja entsetzlich, fürchterlich! Wenn nur ein Teil von dem zuträfe, was Sie sagten . . . was kann ich tun? Ich bitte Sie, Herr Dale, raten Sie mir, was ich tun soll?“

Dale nahm einen Block aus seiner Tasche und begann zu schreiben. Es war ein Telegramm an Georg Astenryk. „So, gnädiges Fräulein, würde ich handeln, wenn mir die Adresse Ihres Verlobten bekannt wäre. Wollen Sie unterschreiben, so werde ich das Telegramm dem Schaffner sofort zur Expedition übergeben.“

Annes Augen überflogen die Worte, die da geschrieben waren. Sie griff zum Bleistift, schrieb die Adresse darüber, ihren Namen als Unterschrift. Der Major nahm das Blatt und ging hinaus.

„Sie können beruhigt sein, gnädiges Fräulein“, sagte er, als er sich wieder zu ihr setzte. „Das Telegramm ist schon unterwegs.“

Er wollte noch weiter sprechen, da fiel sein Blick durch die Glastür in das Raucherabteil des Speisewagens.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein. Ich glaube, es ist ratsam, wenn wir unser Gespräch unterbrechen und uns fremd stellen. Gleich wird der Herr, der Gatte Ihrer Schwester, hier eintreten.“ Bei den letzten Worten hatte er schon die Zeitung ergriffen und sich darin vertieft.

„Fassung, Fassung, mein Fräulein!“ flüsterte er Anne zu, die mit zitternder Hand ihr Glas zum Munde führte.

„Na, Anne, wo bleibst du? Komm! Helene verlangt nach dir.“ Forbin warf einen mißtrauischen Blick auf Major Dale, wandte sich dann kurz um und ging vor Anne her aus dem Wagen.

*

Die Sonne stand schon hoch über dem Wilden Rain, als die Fensterläden der Almhütte zurückgestoßen und die Fenster geöffnet wurden. Der erste Teil der Nacht war sehr unruhig verlaufen. Noch bis zum Morgengrauen hatten Georg und Marian zusammengesessen und über die Ereignisse gesprochen.

Georg legte sich ins Fenster und schaute hinaus. Der Hund sprang wedelnd am Fenster hoch, Georg kraute ihm den Kopf: „Das hast du brav gemacht, alter Nero!“ Der Hund machte ein paar vergnügte Sprünge, lief dann über die Almwiese und kam mit etwas Glänzendem im Maul zurück.

„Na, Nero, was hast du denn da?“ sagte Georg erstaunt, als der Hund sich am Fenster hochrichtete und ihm den Kopf entgegenstreckte. Er nahm ihm den Gegenstand aus dem Fang und betrachtete ihn verwundert. Es war ein silbernes Zigarettenetui. Georg öffnete es. Da stand eingraviert: „Camille Forestier“.

„Ah, Marian! Komm doch mal her! Hier dieses Beutestück ist auf der Strecke geblieben. Dieser Herr Hänlt aus Straßburg heißt wohl besser Camille Forestier.“

Marian nahm das Etui in die Hand. „Wir werden es aufheben, Georg. Möglich, daß uns der Herr einmal wieder begegnet . . . dann können wir es ihm ja zurückgeben.“

„Das wünsch' dir lieber nicht! Er könnte dir bei dieser Gelegenheit die Watschen direkt zurückgeben, die du ihm durch den Münchener Rowdy indirekt verpaßtest. Übrigens war der Abschluß ihrer langen „Habt-Acht-Stellung" da draußen nicht der schlechteste. Denn nach diesem knallenden Intermezzo dürfte die Heimkehr der fünf ungebetenen Gäste ganz bestimmt nicht in bester Eintracht vonstatten gegangen sein. Herrn Forestier dürften jedenfalls die Ohren heute noch unangenehm klingen."

Georg hob schützend die Hand vor die Augen und sah den Weg zum Tal hinab. Da kam ein Bote gegangen und winkte von weitem. Georg eilte ihm ein Stück entgegen. Der brachte ein Telegram. Georg riß es auf, las . . . las wieder.

Der Inhalt . . . die Unterschrift Annes . . . der Bote war längst verschwunden, da stand Georg noch immer überlegend, sinnend. Wie hing das alles zusammen? Sollte Forbin auch hierbei die Hände im Spiel gehabt haben? Aber nein . . . nach dem Telegramm zu schließen, das im Zuge Paris—Brüssel aufgegeben war, mußten sie ja alle jetzt in Brüssel sein. Langsam schritt er den Berg hinauf zur Hütte und gab das Telegramm Marian. Der las es.

„Das ist ja ein sonderbarer Zufall, Georg", sagte er dann stockend, „wie konnte Anne das wissen? Nun, warte auf den nächsten Brief von ihr. Der wird dir Aufklärung geben."

Durch Annes Telegramm von neuem erregt, sprachen sie über das Abenteuer der Nacht. Es war klar, daß da von französischer Seite eine schwere Gewalttat geplant war mit dem Ziel, sich in den Besitz von Georgs Person und seiner Erfindung, soweit sie vorlag, zu setzen. Was wäre geschehen, hätten sie nicht die Almhütte durch Allgermissens Kräfte gesichert?

Georg zermartete sich den Kopf in Gedanken an Anne. Nur widerwillig folgte er Marians Bitte, in das Laboratorium zu kommen. Und da war doch wirklich allerlei zu sehen, was sein Herz hätte erfreuen müssen. Die letzten Tage hatten beträchtliche Fortschritte gebracht. Sein Blick ging über die Belastungslampen. Sie waren der beste Beweis. An die letzte Versuchsbatterie angeschlossen, brannten sie schon seit Tagen mit gleichbleibender Spannung und Leuchtkraft. Die Protokolle gaben den untrüglichen Beleg, daß die Kohle in der Batterie mit einem außerordentlich hohen Nutzgrad verarbeitet wurde. Ob er wohl noch vor Anbruch des Winters zu der hundertprozentigen Nutzung kommen würde?

Auf die anderen Gläser mit den Kohlenstofflösungen warf er nur einen kurzen Blick. Hier schien alle seine Arbeit und Mühe umsonst. Wie viele Nächte hatte er schlaflos durchdacht! Berechnungen aufgestellt, wie er die widerstrebenden Kohlenstoffatome zur Kristallisation zwingen könne . . . Große, größte Mittel in den Händen, müßte er dann ja auch alles andere zu schnellerem, besserem Fortgang bringen . . . und Anne . . .? Auch für sie würde dann das bisherige Leben ein Ende haben. Er würde sie wegführen aus dem Hause der Schwester in sein eigenes Heim. Alles wäre dann erreicht . . . mit den Früchten der gelungenen Arbeit aus Annes Hand.

*

Die saß in Brüssel und schrieb einen Brief an Georg. Wiederholt hatte sie ein vollendetes Schreiben zerrissen. Es war ja so schwer, Georg Aufklärung zu geben, ohne ihre Verwandten allzu stark bloßzustellen. Endlich, nach vieler Mühe, glaubte sie den rechten Ton gefunden zu haben.

Sie überlas das Geschriebene und blickte trübe vor sich hin. So ginge es wohl. Sie verschloß den Brief und wollte ihn zum Postamt tragen. Vor dem Hause begegnete ihr der Briefträger mit einem Telegramm für sie. Sie riß es auf und las:

„Alles in Ordnung. Danke Dir tausendmal. Dein Georg."

Der Telegraphenbote mochte wohl denken, sie hätte eine traurige Nachricht bekommen, Tränen liefen über ihre Wangen . . . Freudentränen. —

„So wäre alles in bester Ordnung", meinte Alfred Forbin und schob Shugun ein Schriftstück zu. „Ich hege keinen Zweifel, daß die Prozente mir von Ihnen direkt, so wie wir es vereinbart haben, ausgezahlt werden. Sie, Herr Baron, werden das durchaus verstehen. Ich taxiere meine Arbeit bei diesen Waffenlieferungen nicht ganz gering ein. Vergessen Sie nicht, daß man zweifellos von englischer Seite aus ein Auge auf Sie haben wird oder schon hat. Denn daß die Englische Regierung über Ihr Betätigungsfeld orientiert ist, dürfte außer Frage stehen. Ich dagegen bin für die Engländer vollkommen fremd und dürfte jedenfalls einer persönlichen Überwachung durch englische Agenten entzogen sein. Haben Sie übrigens Nachricht . . ." er wandte sich zu Shugun, „von dem Dampfer „Kongsberg"?"

Shugun nickte: „Unser Transport ist in Cadix von dem niederländischen Dampfer „Graf Egmont" übernommen worden."

Forbin kniff die Augen zusammen: „Graf Egmont" . . . hm, ist doch eines der schnellsten Passagierschiffe der Amsterdamer Dampfschiff-Gesellschaft . . . hm! So eilig ist die Sache?"

„Keineswegs, Herr Forbin. Da irren Sie. Der „Graf Egmont" löscht in Batavia. Das ist uns angenehmer als Hongkong. In Hongkong paßt man schärfer auf."

Castillac sah Forbin mit einem schiefen Blick an. Es gefiel ihm gar nicht, daß er sich in diese Geschäfte eingedrängt hatte. Helene Forbin war doch eine kluge Frau. —

Als das Ehepaar das Hotel Castillacs verlassen hatte, wandte sich Helene ärgerlich an ihren Mann.

„Dieses ewige Versteckspiel, diese übertriebene Heimlichtuerei gefällt mir nicht, Alfred. Es ist doch ganz klar, daß dieser Herr Krall eine vorgeschobene Figur ist, wenn er nicht gar nur in der Phantasie Castillacs existiert. Wer der eigentliche Empfänger der Waffensendungen ist oder, noch besser gesagt, wohin diese Sendungen eigentlich gehen, wird uns verschwiegen. Ich weiß nicht, wer daran schuld ist. Castillac oder Shugun? Beinahe möchte ich glauben, Castillac."

„Mag sein, Helene. Ich gäbe was darum, wenn ich dahinterkäme. Man kann nie wissen, wozu man es gelegentlich brauchen kann."

„Unsinn, Alfred! Du bist zu leicht bei der Hand, doppeltes Spiel zu treiben. Das sollte man selbst im äußersten Notfalle nicht tun. Mißbrauchtes Vertrauen rächt sich immer.

Ich würde dir aber doch raten. . . schon allein, damit die nicht glauben, sie hätten es mit Anfängern zu tun . . . nach Creusot zu fahren und dich dort mal gründlich umzusehen. In solchen Fällen entwickelst du ja eine sehr feine Spürnase. Vielleicht findest du dort Castillacs Konkurrenz auch in bester Tätigkeit, und wenn du das Geschick entwickelst, das ich von dir erwarte, kommst du schließlich auch dahinter, wohin die Konkurrenz die Waffen schickt. Darüber bin ich mir ziemlich klar, daß es derselbe Bestimmungsort sein wird wie bei Castillac."

„Die Idee ist gut, Helene. Wissen wir erst einmal den Zweck dieser umfangreichen Waffenlieferungen, dann steht letzten Endes nichts im Wege, daß wir das Geschäft selbständig betreiben. Denn das kann ich dir sagen, trotz unserer Abmachungen traue ich Castillac nicht über den Weg."

Helene, die, während sie weitergingen, angestrengt nachgedacht hatte, fiel ihm ins Wort:

„Ganz bestimmt sind diese Waffenschiebungen nicht irgendein Privatgeschäft des Herrn Shugun. Daß sie ausschließlich für Japan bestimmt sind, bezweifle ich sehr. Ich möchte annehmen, daß sie für irgendeine befreundete Seite gekauft werden."

„Vielleicht für China?" warf Forbin ein.

„Wäre nicht ausgeschlossen, Alfred. Aber das will mir nicht so ohne weiteres in den Kopf. Du fährst jedenfalls morgen nach Creusot. Jetzt wollen wir uns trennen, ich habe noch einige Besorgungen zu machen."

Schon im Weggehen rief Forbin ihr nach: „Erinnere mich doch bitte heut abend daran, bei Raconier in Paris anzurufen. Ich bin doch höllisch neugierig, ob Herr Forestier das Ding mit Georg Astenryk so gedreht hat, wie er beabsichtigte."

*

Chefingenieur Raconier sah auf die Uhr. Er erwartete um diese Zeit den Besuch Forestiers. Kopfschüttelnd überflog er immer wieder die Zeilen des Briefes, den er zwei Tage vorher von Forestier aus München bekommen hatte. Der Inhalt des Schreibens war ihm, obwohl er den Brief wiederholt gelesen hatte, völlig unklar. Nur das eine stand unzweifelhaft fest: das Unternehmen Forestiers war vollkommen mißlungen. Das einzige Gute bei der Sache war

daß nichts davon in die deutschen Zeitungen gekommen war, denn das wäre doppelt schlimm gewesen. Diese ganze Astenryk-Affäre wuchs sich allmählich zu einer Blamage ersten Ranges aus.

Alle die Agenten, die man mit der Sache befaßt hatte, waren durchaus zuverlässige Leute, die ihr Fach verstanden. In dem Falle Astenryk hatte es den Anschein, als hätten sie sich wie unerfahrene junge Anfänger benommen. Forestiers Plan war zweifellos gut aufgezogen. Daß er so vollständig mißlingen konnte, war dem Chefingenieur unerklärlich. Aus dem Briefe Forestiers schien hervorzugehen, daß die Leute, die er für sein Unternehmen geworben, im letzten Augenblick gestreikt, sich geweigert hätten, das Unternehmen durchzuführen. Er schrieb da von einem schweren Zusammenstoß, den er mit einem der Leute gehabt hätte.

Nun, die mündliche Rücksprache mit Forestier würde ja wohl alles aufklären. In dieser Erwartung sah sich Raconier jedoch getäuscht. Forestier kam, aber was er erzählte, war so unglaubwürdig, so sinnlos, daß er zeitweise an dessen Verstand zweifelte. Doch trotz aller Mühe war nichts Positives aus ihm herauszubringen . . . Sie hätten da in einiger Entfernung von der Hütte plötzlich wie auf ein Kommando haltmachen müssen, hätten nicht vorwärts und nicht rückwärts gekonnt . . .? Erstklassiger Blödsinn!

Sie müssen alle betrunken gewesen sein, dachte Raconier bei sich. Eine andere Erklärung gibt es nicht. Sehr ungnädig entließ er Forestier. Der hatte schon die Türklinke in der Hand, da rief ihm Raconier ironisch nach: „Die blaugelben Flecke auf Ihrer linken Wange, sind die etwa auf jenen Zusammenstoß zurückzuführen, Herr Forestier?"

Der murmelte etwas Undeutliches und verschwand. Draußen auf dem Korridor aber machte er seinem Herzen viel deutlicher Luft. Während er mit der Linken die Wange rieb, ballte er unter einer Skala von Flüchen die Faust.

„Dieser verfluchte Münchener Viechkerl!"

Ohne jeden Grund, ohne jeden Wortwechsel vorher — jedoch genau so, wie Marian es in Gedanken dem Münchener Herkules befohlen — hatte ihm der ein paar gewaltige Ohrfeigen versetzt und dazu gerufen: „Da hast deine Watschen, da Bazi, du damischer!" —

Der Chefingenieur begab sich mit gemischten Gefühlen zu einer Konferenz, in der auch Herr Baguette sein würde. Der würde sicherlich nicht ohne Schadenfreude Raconiers Bericht mitanhören.

(Fortsetzung folgt.)

Ahnen um Neujahr.

Erzählung von **Hans-Caspar von Zobeltitz.**

Zuerst hatte Otto Behrens gelächelt, als man von ihm forderte, daß er den Nachweis seiner Abstammung bis zu den Urgroßeltern erbringen sollte, und sich geärgert, daß er Zeit und Porto darauf verwenden mußte, von allerlei Behörden sich Papiere über seine Vorfahren zusammenzuholen. Dann aber waren über ihn plötzlich der Forschungsdrang und die Forscherlust gekommen. Das Pfarramt eines kleinen Harzortes hatte ihn besonders liebevoll bedient, und viele Geschlechterfolgen biederer Ackerbürger und Handwerker standen vor ihm, alle zwischen Harzbergen geboren, alle im gleichen Ort am Altar getraut und nach arbeitsreichem Leben zur Ruhe gebettet. Manch kleine Bemerkungen über diese Menschen, von denen ein Tropfen Blut noch in seinen Adern floß, standen, wie der Pfarrer mitteilte, in den Kirchenbüchern. Von einem Altvorderen hieß es schlicht: „Er war ein guter Mann." Von einer Ahnfrau aber: „Sie war eine schöne Frau, und ihren Kindern eine gute Mutter."

Otto Behrens trug alles, was er in Erfahrung brachte, sorgfältig in eine Stammliste ein, sandte immer neue Briefe hinaus, obgleich er den von ihm geforderten Nachweis längst vorlegen konnte. Er wollte nun alles wissen, was erreichbar war. Das Jahr 1700 genügte ihm nicht mehr, nachdem er bei einem Ort bereits bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges vorgedrungen. Manchmal fragte er sich: „Warum mache ich mir eigentlich diese Arbeit?" Denn er war Junggeselle, eingefleischter Junggeselle und hatte niemanden, dem er die Prachtahnentafel einmal hinterlassen konnte; es gab keine Behrens mehr, die seines Stammes waren.

In anderen Jahren hatte er zu Gunsten seiner verheirateten Kollegen auf seinen Weihnachtsurlaub verzichtet, in diesem Jahr tat er es nicht. Er wollte nach dem Harz fahren, um dort an Ort und Stelle selbst die Kirchenbücher weiter zu durchforschen und einmal das Städtchen kennen zu lernen, das seinen Vorfahren Heimat gewesen.

So zündete er zwar am Heiligen Abend noch in seiner Junggesellenwohnung die Lichter seines kleines Christbaums an und baute die Geschenke auf, die er sich selbst besorgt hatte. Dann aber setzte er sich in einen Stuhl, um seine Ahnentafel und einen Harzführer noch einmal in Ruhe zu durchforschen, damit er wohl unterrichtet am nächsten Tage seine Reise antreten könnte. — —

Ein freundliches Gasthaus nahm ihn im Harzstädtchen auf, ein freundlicher Geistlicher empfing ihn trotz der Feiertagsarbeit und legte ihm ein paar gewaltige ledergebundene Bücher vor, deren Seiten mit krausen Worten in altertümlicher Schrift bedeckt waren. Daten und Namen und wieder Daten und Namen enthielten sie. Viele Seiten lang war alles von der gleichen Handschrift geschrieben, bis dann eine neue einsetzte und meist zu Beginn den Tod des letzten Schreibers als des heimgegangenen Seelsorgers der Gemeinde meldete.

Zuerst saß Otto Behrens ziemlich ratlos vor dem ältesten Buch. Der Geistliche sah es. „Man muß sich auskennen", meinte er, „ich habe selbst lange Zeit gebraucht, ehe ich mich an die Schriften gewöhnte. Morgen bekommen Sie aber Hilfe. Eine Dame hat in den Sommerferien hier auch nach Ahnen gesucht und sich nun nach den Festtagen wieder angesagt. Sie ist schon ganz gut eingearbeitet."

Otto Behrens war nicht sehr erfreut. Er sollte also die Bücher mit einem zweiten Menschen teilen. Vielleicht werde ich heute schon fertig, dachte er und machte sich an die Arbeit. Neben ihm lag die Liste der Namen, die neben „Behrens" noch die Namen „Klaußner" — „Eggeling" — „Schlichting" — „Steinmetz" enthielt. Zuerst suchte und fand er die, deren Geburts- oder Sterbedaten er schon kannte. Nebenbemerkungen wie „Tochter des Ludwig Schlichting, Hintersasse allhier, und seiner Ehefrau Catharina, geborenen Kölpers" leiteten den Forschenden zu den nächsten Anverwandten.

Bis zum späten Abend verblieb er im gastlichen Pfarrhaus. Als er sich verabschiedete, sagte der Hausherr zu ihm: „Oben am Hange des Burgberges liegt unser alter Friedhof. Sie müßten ihn aufsuchen. Er hat noch viele alte Grabsteine, deren Inschriften zu entziffern sich wohl lohnen würde. Außerdem haben Sie von ihm aus eine prachtvolle Fernsicht. Morgen vormittag wird es klar sein, dann reicht der Blick bis zum Brocken . . ."

Mit ruhigen Schritten stapfte Otto am nächsten Morgen den Hang hinauf. Der Weg war eingeschneit, die Richtung aber nicht zu verfehlen, denn eine frische Spur bezeichnete sie. Die niedere Steinmauer, die den Friedhof umsäumte, lag zerfallen. Wo einst das Tor gewesen, tat sich eine Lücke auf. Die fremde Fußspur führte hindurch.

Die Sonne schien; herrlich wärmte sie. Otto Behrens dachte zunächst nicht an die Ahnen, sondern an den Brocken. Er setzte sich mit dem Rücken zum Friedhof neben die Torlücke auf die Mauer und blickte über die Landschaft, die sich vor ihm dehnte: weiße glitzernde Hänge, dunkle Wälder und über allem der Kegel des Brocken.

Richtiges Ferien- und Feiertagsfühlen kam über den Mann; er zündete sich eine Zigarette an, stieß den blauen Rauch in die klare Winterluft und fühlte sich wohl wie selten.

„Schön ist das, nicht wahr?" Eine weiche Frauenstimme klang hinter ihm auf. Das kam so unerwartet, daß er ein wenig zusammenschrak und, da er sich gestört fühlte, fast grob zurückfragte: „Was machen Sie denn hier?" — „Sie sind nicht gerade höflich, aber, wenn Sie es wissen wollen: ich studiere Grabsteine." Er war verwundert: Dies Menschenkind sagte: „Grabsteine." Nun erst drehte er sich ganz um und blickte sein Gegenüber an: Nicht übel, stellte er fest, blond, nicht mehr ganz jung; aber das war er ja auch nicht mehr. Und dann fragte er sich: Wie lange hast du dir eigentlich so ein weibliches Wesen nicht angesehen?

„Wollen Sie mich eigentlich noch lange anstarren? Sehe ich denn so merkwürdig aus?"

Er kam jetzt erst zum Nachdenken. „Merkwürdig?" wiederholte er und blieb an dem Wort haften. „Sie haben recht: merkwürdig. Gewiß sehen Sie merkwürdig aus."

Von der Mauer sprang er und trat dicht auf sie zu: „Sind Sie die Dame, die da unten Ahnen sucht?" Er zeigte auf Städtchen und Kirche, die zu ihren Füßen lagen.

„Gewiß."

„Suchen Sie vielleicht auch Catharina Kölpers?"

„Woher wissen Sie das? — Können Sie hellsehen?"

„Ist Ihr Urgroßvater Ludwig Schlichting gewesen?"

„Stimmt!" Ihre Augen wurden ganz groß und fast ängstlich.

Da streckte er ihr die Hand hin. „Grüß Gott, Base! Ich bin Otto Behrens und Sie sehen wie meine Urgroßmutter Christina Schlichting aus. Ich habe nämlich noch ein altes Bild von ihr."

Sie löste ihre Hand aus seiner Rechten und strich sich über die Augen, als ob sie etwas Wirres wegwischen wollte. „Erlauben Sie mal, so schnell kann ich nicht mit. Langsam, langsam! Ich heiße nämlich auch Christina Schlichting, aber Ihre Urgroßmutter kann ich beim besten Willen nicht sein."

„Brauchen Sie auch nicht. Aber sicher sind Sie zu Ehren meiner Urgroßmutter Christina getauft worden . . ."

Sie nickte: „Kann sein. Wird sogar so sein. Aber nun will ich Ihnen etwas zeigen."

Zwischen den beschneiten Grabhügeln schritt sie hindurch, und er folgte ihr gehorsam. Vor einem verwitterten Stein blieb sie stehen, beugte sich herab. Der pulvrige Schnee war in den uralten Schriftzeichen haften geblieben und hatte ihre Umrisse wieder deutlich und lesbar gemacht. Da stand in verschnörkelter Schrift: „Christina Schlichting, geborene Kölpers." Und über dem Namen erhob sich ein Kreuz.

Nun wurden sie beide still. Es dauerte eine Weile, bis sie sich aufrichteten, und Otto Behrens sah, daß sich die Hände jener lebenden Christina Schlichting neben ihm fest gefaltet hatten. „Unsere gemeinsame Urahne", sagte er leise, und sie nickte.

Lange blieben sie dann noch am Friedhofhang des Burgberges, den die Sonne so warm beschien. Lange saßen sie später im Pfarrhaus und erzählten von ihrer Entdeckung, lange forschten sie über den alten Büchern und stellten eine gemeinsame Ahnenreihe auf, die bis hinter die Lützener Schlacht reichte.

Der Pfarrer aber, der ein kluger Mann war, machte ihnen klar, daß sie den Silvesterabend auch zur Forschung benutzen müßten, denn gerade in solcher Nacht entdecke man verborgene Schätze. Außerdem würde er sich sehr freuen, wenn sie mit ihm ins neue Jahr hineinwandern würden, denn er sei ja auch so ein elender Junggeselle.

So saßen die beiden dann auch wieder über dem Kirchenbuch, als kurz vor Mitternacht der geistliche Herr das Zimmer verließ, um ein Glas Punsch für die Stunde der Jahreswende zu holen.

Wieder glitten ihre suchenden Finger über Daten und Namen, manchmal berührten sie sich, wenn sie einen Fund getan zu haben glaubten. Und als es fünf Minuten vor zwölf war, fand Christina eine Niederschrift, auf der ihr Finger länger als sonst haften blieb. Sie wurde rot, als sie sah, wie er die alten Buchstaben sich nach und nach zusammensuchte und ihren Sinn erfaßte. Da stand: „Christina Schlichting. Sie war eine schöne Frau, und ihren zehn Kindern eine gute Mutter." — —

Der Pfarrer machte die Tür ganz leise auf. Was er sah, entsprach seinen Erwartungen und stellte ihn zufrieden. Die beiden lasen nicht mehr in dem alten Buch.

„Herzlichen Glückwunsch!" sagte er. „Die Trauung findet aber hier statt. Es ist unbedingt notwendig, daß die Kirchenbücher die angestammten Familiennamen einmal wieder in sich vereinigen. Und habe ich recht gehabt: in der Neujahrsnacht entdeckt man doch immer wieder verborgene Schätze!"

Draußen schlug die Kirchturmuhr zwölf. Die Menschen riefen: „Prosit Neujahr!"



Bunte Chronik

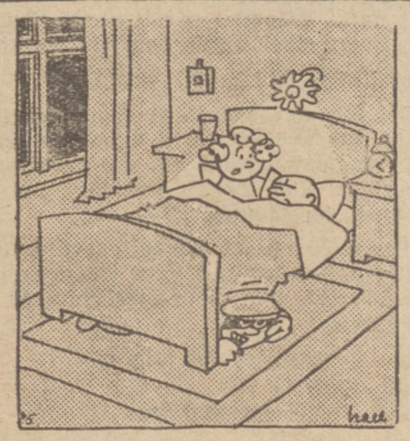


Die Sonne als Verdienstorden.

Seit alters her hat die Sonne im Mythos der Völker eine hervorragende Rolle gespielt. So wie noch heute in deutscher Volkskunst das Sonnenrad der Germanen zu finden ist, wie durch die Jahrhunderte hindurch Völker in allen Teilen der Erde die Sonne als Gottheit verehrten, so leben noch heute Sonnensymbole als Zeichen der Ehre und der Würde fort. Wenig bekannt aber dürfte es sein, daß es sogar Sonnenorden gibt. Sie wurden zuerst von Persien und Japan geschaffen und verliehen. Der persische Sonnen- und Löwenorden wurde im Jahre 1808 durch den Schah Fetsch Ali gestiftet. Es war ein je nach der Klasse mit verschiedenen Strahlen versehener Stern. Das Jahr 1931 schaffte diese Auszeichnung aber wieder ab, so daß heute nur noch Japan das einzige Land ist, das den Sonnenorden verleiht. Der Verdienstorden von der aufgehenden Sonne wurde an japanische Militär- und Zivilpersonen verliehen und entspricht unserem Militärverdienstorden. Gestiftet wurde diese Auszeichnung im Jahre 1875 durch den Kaiser Mutso Hito. Seine Bedeutung geht schon aus der Tatsache hervor, daß der Orden in acht Klassen verliehen wird. Eine goldene Sonne mit 32 Strahlen soll das Ebenbild der Tropensonne Japans sein.

Lustige Ecke





„Nein, nun bin ich durch 25 Jahre jede Nacht aufgestanden und habe unter dem Bett nachgeschaut, und es ist niemals jemand da gewesen — nun will ich nicht mehr!"

*



„Wollen Sie mir bitte für einen Augenblick Ihren Hut und Pelz borgen, damit mich die Polizei nicht wiedererkennt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.